universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Tirolische Miscellen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1874

XIII. Ludwig Rainer von Fügen, der Naturfänger. 1870

urn:nbn:at:at-ubi:2-8594

XIII.

Ludwig Rainer von Fügen,

der Naturſänger.[1]

1870.

1.

Als ich im jüngſten Herbſte wieder einmal das Unterinnthal durchzog, kam ich eines Nachmittags auch in den ſchönen Flecken Schwaz, zu Herrn Franz Rainer, dem Poſtmeiſter. Ueber ſeinen Trinkgemächern lag um dieſe Zeit eine tiefe Stille — nur an einem Tiſche des Herrenſtübels ſaßen in leiſem Geſpräch bei ſeiner Schweſter zwei ſchwarzgekleidete Geſtalten. Die eine war blond, die andre dunkelhaarig — wohlgeſtaltet waren ſie beide — welche mehr, welche weniger, wäre ſchwer zu entſcheiden und gefährlich zu ſagen.

Ich ſetzte mich auch zu der kleinen Geſellſchaft und wurde freundlich aufgenommen. Aus dem Geſpräch ergab ſich bald, daß die beiden Damen — Frauen, Fräulein, Mädchen? noch wußte ich nicht, für was ich ſie eigentlich nehmen ſollte — von einem nahen Dorfe hereingekommen

[1] Zuerſt erſchienen in der Gartenlaube unter dem Titel: Eine Zillerthaler Sängerfamilie. 1870. Nr. 48 ff.

waren und Abends wieder dahin zurückfahren würden. Das Dorf aber heiße Margreten.

„Margreten!“ wiederholte ich, „da waren einmal vor fünfundzwanzig Jahren zwei ſchöne Wirthstöchter, von denen damals viel geſprochen wurde.“

„Ja, ja,“ ſagte die dunkelhaarige Geſtalt, „ſie waren ſehr hübſch; auch Doctor Steub hat ihre Schönheit rühmend erwähnt.“

„Was mag aus ihnen geworden ſein?“ fragte ich. „Wiſſen Sie etwas von ihnen?“

„O ja,“ antwortete die blonde Geſtalt, „wir ſind da ſehr gut unterrichtet; es waren nämlich unſere älteſten Schweſtern. Die eine lebt jetzt als Wittwe zu Trient, die andre reist als Directrice einer Tiroler Sängergeſellſchaft in Rußland.“

„In Rußland!“ ſagte ich, „das iſt weit weg!“

„Nicht ſo weit, als es ſcheint,“ entgegnete die Dunkelhaarige, „wenigſtens nicht für uns. Wir waren beide ſchon zehn Jahre dort.“

„Um Gotteswillen,“ ſagte ich, „was hatten Sie denn da zu thun?“

„Wir haben geſungen,“ erwiderten beide Geſtalten.

Jetzt war mir manches klar. Ich ließ in meinen Forſchungen eine Pauſe eintreten, welche die Dunkelhaarige benutzte, um zu fragen:

„Aber mit wem haben wir die Ehre?“

„Sie haben mich ſo eben einer Erwähnung gewürdigt.“

„Ach ſo!“ ſagte ſie überraſcht, „alſo Doctor Steub! Das wird unſeren Schwager freuen; er wird gleich wieder da ſein. Er kennt Sie ja noch von alten Zeiten her.“

Nun gut — ſomit waren denn beide Theile entlarvt. Aus dem ferneren Geſpräche aber will ich zur Ergänzung noch Folgendes nachtragen.

Die beiden Mädchen waren alſo jüngere Töchter aus dem Wirthshauſe zu Margreten, wo einſt vierzehn Kinder rumorten, alle ſchön geſtaltet und gut begabt, von denen jetzt noch ſieben am Leben ſind. Die dunkelhaarige Schweſter nennt ſich Thereſe, die blonde — Iſabella. Die ſchwarzſeidenen Kleider deuteten auf den Tod des Vaters, des Herrn Jacob Prantl, welcher vor wenigen Wochen in Margreten verſchieden war, nachdem ihm die Mutter um drei Jahre vorausgegangen. So weit ſind wir jetzt in der Welt zerſtreut, ſagten die Töchter, daß von allen ſieben Kindern nicht eines am Sterbebette des Vaters war! Der Schwager aber, den ſie erwähnt hatten, iſt Ludwig Rainer, der mit ihrer älteren Schweſter Anna vermählt iſt. Alle jene, welche etwa mein Buch „Drei Sommer in Tirol" auf ihrem Bücherrahmen haben, werden ihn Seite 543[1] geſchildert finden (die beiden Wirthstöchter von Margreten ſtehen auf der vorhergehenden Seite), wie er damals vor ſechsundzwanzig Jahren als ſchmucker Zillerthaler die Poſaune blies, während die Söhne des Erzherzogs Franz Karl, darunter auch der jetzige Kaiſer, zu Fügen ihren feſtlichen Einzug hielten.

Ludwig Rainer repräſentirt jetzt eigentlich als reiſender Sänger einzig und allein die zweite Generation ſeiner berühmten Familie, denn Franz Rainer zum Beiſpiel, auf der Poſt zu Schwaz, auch ein Epigone, iſt zwar ein guter

1 Zweite Auflage, Bd. I. S. 216.

Poſtmeiſter, reiſt auch mitunter, ſingt aber nicht. Die jüngeren Vettern zu Fügen dagegen ſingen zwar mitunter, reiſen aber nicht.[1] Andere Rainer, welche noch jodelnd in der Welt herumziehen, ſind Puſterthaler und aus einem andern Stamm. Ludwig Rainer brachte die Liebe zum Geſang, den Unternehmungsgeiſt, die Thatenluſt auch in die Wirthsfamilie zu Margreten und legte ſich dort eine blühende Pflanzſchule an, ſo daß er immer drei oder vier Kinder des Hauſes in ſeinem muſikaliſchen Gefolge mit ſich führen konnte. So kamen auch Anna, Thereſe, Iſabella und der Bruder Alois mit ihm nach Rußland, wo ſie ſich Jahre lang in Petersburg und Moskau aufhielten, ja ſogar bis Niſchnei Nowgorod ſtreiften. Das feine Leben in Rußland, die freundliche Aufnahme, die ſchönen Diners, den ewig knallenden Champagner daſelbſt, das wußten die beiden Fräulein, während ſie ſich eine Cigarre drehten, auch nach Gebühr zu loben. Je länger man dort an einem Orte bleibt, ſagten ſie, deſto beliebter wird man; in Deutſchland dagegen, wenn man dreimal geſungen hat, ſcheint man ſchon überflüſſig. Selbſt der Kaiſer von Rußland zeigte ſich als begeiſterten Liebhaber der Almenlieder; ja er ſang oft ſelber mit und jodelte um die Wette mit den Zillerthalern.

Unter dieſen Geſprächen trat endlich auch Ludwig Rainer ein, welcher von einem Beſuche zurückkam. Seit

1 Franz Rainer, der jüngere, der Sohn des gleichnamigen, jetzt verſtorbenen Poſtmeiſters zur Krone zu Fügen, war allerdings auf der Pariſer Weltausſtellung noch als Sänger thätig, hat aber ſeitdem in ſeiner Heimath den Hackelthurm übernommen und da eine gute Wirthſchaft gegründet.

jenem Tage in Fügen haben wir uns zwar nicht mehr geſehen, aber immer in Gedanken behalten, ſo daß wir uns nun in Schwaz mit vollem Rechte als alte Bekannte begrüßen durften. Ludwig Rainer, weltgewandt, unverzagt und ſchlagfertig, iſt auch äußerlich ein wohlgebauter, ſtarker Mann. Namentlich in der Tirolertracht, wenn er als Zillerthaler Schütze auftritt, ſtellen ſich ſeine Formen imponirend dar. Sein Auge iſt lebhaft, ebenſo ſein Geſpräch. Sein Weſen und ſein Charakter wird aus dem biographiſchen Denkmal hervorgehen, welches wir aus ſeinen eigenen Bauſteinen ihm hier zu ſetzen gedenken.

Damals fragte ich nämlich Herrn Ludwig Rainer, ob er mir keine Materialien zur Geſchichte ſeiner Familie mittheilen könne — es ſei eine zweite Auflage der „Drei Sommer“ im Anzug und mein Wunſch wäre, die dürftigen Notizen, die über die Rainer in der erſten vorkommen, etwas erweitern und ergänzen zu können.

„Da kann ich Ihnen ſchon behülflich ſein,“ entgegnete er. „Ich habe Einiges niedergeſchrieben, was ich Ihnen gern zur Benutzung überlaſſe. Uebrigens ſollten Sie jetzt gleich mitkommen nach Margreten. Dort iſt unſer Familienmuſeum — dort haben wir alles zuſammengeſtellt, was wir von unſern Reiſen als Erinnerungen und Andenken mitgebracht: Bilder, Photographien, Pokale, Kränze, Bänder, Fahnen und allerlei mitunter ſehr werthvolle Geſchenke. Das würde Sie gewiß intereſſiren!“

Leider war es ſchon Nacht geworden, und da ich am andern Morgen aufwärts gegen Innsbruck zu fahren gedachte, ſo war Margreten, das abwärts liegt, mit meiner Richtung nicht zu vereinigen. Ich lehnte daher dankend

ab und verſparte mir den Beſuch auf ein andermal, habe ihn aber bisher noch nicht ausgeführt.

Ludwig Rainer ſandte mir bald darauf zwei handſchriftliche Foliobände, deren einer die Geſchichte ſeiner Jugend, der andere aber das Tagebuch enthält, welches er auf der Reiſe von Tirol nach Amerika in den Jahren 1839 bis 1843 geführt. In dem erſteren dieſer Foliobände findet ſich nun mancherlei, was der Mittheilung nicht unwerth ſcheint. Ludwig Rainers Jugendgeſchichte iſt ein farbenreiches Lebensbild aus dem Alpenlande und wird hoffentlich alle Leſer anſprechen, welche den friſchen, kecken, liederluſtigen, nur etwas leichtblütigen Zillerthalern freundlich zugethan ſind. Sollte ſich hin und wieder ein Beſtandtheil zeigen, der etwas unwahrſcheinlich klingt, ſo wollen wir die Ehre, für die Wahrheit, falls ſie beſtritten würde, einzutreten, gern Herrn Rainer ſelbſt überlaſſen.

2.

„In dem ſchönen Zillerthale," beginnt die Erzählung, „im lieblich gelegenen Pfarrdorfe Fügen, lebte einſt unter anderen ein Metzgermeiſter mit Namen Joſeph Rainer. Er war ein braver alter Deutſcher und hauste auch mit ſeiner Gattin ganz glücklich, obgleich er ſich, da er acht Kinder, ſechs Knaben und zwei Mädchen, zu ernähren hatte, nicht ohne Mühe durchs Leben ſchlug. — Vater Rainer war einer der erſten Tenoriſten ſeiner Zeit, wußte ſeine weltlichen Liedlein ſehr angenehm vorzutragen, hatte aber auch jährlich einen geringen Gehalt von der Pfarrkirche, weil er an Sonn- und Feiertagen auf dem Chore mitſang. Auch fünf ſeiner Kinder waren mit muſikaliſchen

Anlagen gut ausgeſtattet, den drei übrigen aber fehlte das Talent. Unter dieſen letzteren war übrigens ein Mädchen, Helene mit Namen, von ſo großer Schönheit, daß ſie in der ganzen Gegend zu Berg und Thal nur die ſchöne Lene genannt wurde. Auch ihr älteſter Bruder, Johann, war ein Muſterbild von einem Zillerthaler Burſchen, und wenn die ſchöne Lene mit dieſem im Feiertagsſtaat durch die Straßen von Fügen ging, blieben die Leute gern ſtehen, um das Geſchwiſterpaar zu bewundern."

Nun folgt eine Epiſode von Marie Rainer, der ſchönen Lene Schweſter, die minder hübſch, aber ſehr gutmüthig und fleißig war und in ihren jungen Jahren eine Liebſchaft mit einem andern Rainer einging, welcher eines Baders Sohn, übrigens nicht mit ihr verwandt geweſen iſt, wie es denn überhaupt im Zillerthale mehrere Geſchlechter gibt, die jenen Namen führen, ohne einen gemeinſchaftlichen Stammvater anzuerkennen. Marie alſo und der Badersſohn liebten ſich, aber leider gegen den Willen ihrer Eltern. Nichtsdeſtoweniger war ihre Liebe ſo heiß, daß Marie ſich vergaß und am 18. Juli 1821 eines Knäbleins genas, welches ſofort auf den Namen Ludwig getauft, ſpäter aber in beiden Hemiſphären als Naturſänger viel genannt und berühmt wurde — derſelbe Ludwig Rainer nämlich, von dem wir eben zu ſprechen haben. Seinen Vater ſchickte damals der alte Cuiorg (Chirurg) zur Strafe nach Wien. Von dort aus ſchrieb er noch etlichemale an ſein Liebchen und verſprach ihm ewige Treue. Wie es aber weiter ergangen, wird bald erzählt werden.

Nachdem hierauf etwa dreiviertel Jahre verfloſſen waren,

begab ſich ein Ereigniß, welches für die ganze Familie eine neue Aera begründete. Es kam nämlich einer der Brüder, Namens Felix, aus der Schweiz zurück, wo er ſich einige Jahre in den Dienſten eines Pferdehändlers aufgehalten und einiges Geld erſpart hatte. Er wurde von Allen mit Freuden begrüßt. Am erſten Abend verſammelte ſich auch das ganze Hausweſen in der großen Stube, um der Erzählung ſeiner Abenteuer zu lauſchen. Bei dieſer Gelegenheit nun läßt ihn Ludwig Rainer folgende Anſprache halten:

„Seitdem ich Euch, meine Lieben, verlaſſen, habe ich meinem Herrn und Freunde in der Schweiz als Kuppelknecht treue Dienſte geleiſtet. Wir kamen weit in der Welt herum und betrieben unſer Geſchäft mit Glanz. Wenn wir nun unterwegs waren, wurde ich auf allen Stationen erſucht zu ſingen, und da mir Gott eine gute Stimme verliehen, ſo ließ ich mich auch nie lange bitten. Ich ward alſo der Liebling meines Herren und überall, wo ich hinkam, als luſtiger Tiroler Sänger geſucht und geehrt. So ſah ich bald ein, daß ich durch dieſes Geſchäft nicht nur mich allein, ſondern auch meine anderen Geſchwiſter glücklich machen und auf leichtere Art mehr verdienen könnte, denn als Kuppelknecht. Mein Herr, dem dieſer Plan ganz gut gefiel, ſtellte ſich meinem Vorhaben nicht entgegen und obwohl er mich ſehr ungern entließ, ſo wünſchte er mir dennoch alles Glück. Und ſo trat ich denn meine Rückreiſe an und bin jetzt hier, um Euch mit meinen kleinen Erſparniſſen als Sänger in die weite Welt zu führen.“

Als Felix ſeine Anſprache geſchloſſen, jubelten Alle

vor Freude über die neuen Ausſichten, welche er ihnen eröffnet hatte. Sie waren Alle ſchnell überzeugt, daß ihre Zukunft und ihr Glück auf den Almenjodler gegründet werden müſſe.

Sofort ſtellte Jener auch ſein Quartett zuſammen und begann die Uebungen. Marie und Franz übernahmen die oberen, Felix und Joſeph die unteren Stimmen.

Die ſchöne Lene und Bruder Johann mußten, weil ihnen Gott keine Stimme verliehen, zu ihrem großen Verdruß zu Hauſe bleiben. Auch Ludwig Rainer blieb in der Heimath und wurde einer alten Färbermeiſterin zu Zell in Wart und Pflege gegeben.

Als nun Alles geordnet und die vier Geſchwiſter tüchtig „zuſammengelernt“ waren, traten ſie muthig ihre erſte Reiſe an. Rührend war ihr Abſchied von dem heimathlichen Fügen. Eine unzählige Menge von Freunden und Freundinnen begleitete ſie bis zum Dorfe Straß, welches am Eingange des Zillerthals liegt. Von allen Fenſtern und von den Feldern herein wurden ihnen Glückwünſche zugerufen. Zu Straß beim Neuwirth erwartete ſie ein Abſchiedsmahl. Noch einmal ſangen ſie dem fröhlich aufgeregten Gefolge ihre ſchönſten Lieder vor. Zum Schluſſe erfreute die Scheidenden noch ein weithin hallendes Lebehoch und dann ſtiegen ſie unter Thränen in den Wagen und fuhren gedankenvoll dem Flachlande zu.[1]

Und ſo vergingen die Tage, und Ludwig Rainer hatte

[1] Dieſe Erzählung vom Anfange der Rainer'ſchen Unternehmungen läßt ſich allerdings mit dem Berichte, den ich einſt von Joſeph Rainer erhalten (Drei Sommer, S. 540. Zweite Auflage. Bd. I. S. 213) nicht leicht vereinigen, doch fand ich mich nicht berufen, etwas daran zu ändern.

gehen und reden gelernt und war ein paar Jahre alt geworden, und ſpielte eines Abends im neugewaſchenen Wämschen und Höschen vor dem Hauſe ſeiner Pflegemutter, als ein junger Mann daherkam, der ihn fragte, wie er heiße und wer ſeine Mutter ſei. Darauf gab er ſeinen Namen an und ſagte, wie man ihn gelehrt hatte, ſeine Mutter ſei eine große Frau, welche jetzt noch in der Welt draußen ſingen müſſe, aber bald mit vielem Gelde nach Hauſe kommen werde. In dieſen Worten erkannte der junge Mann ſein Söhnlein, wollte es aufheben und küſſen, allein dieſes ſchrie ſo fürchterlich, daß alsbald die Pflegemutter herbeieilte, welche es begütigte und, da ſie den jungen Mann erkannt hatte, freundlich fragte, ob es denn dem Vater kein Buſſel geben wolle. Dadurch ermuthigt ſträubte ſich das Kind nicht länger, und ſo wechſelten denn Vater und Sohn die erſten Küſſe. Die alte Frau bewirthete hierauf den jungen Mann, und während er einige Erfriſchungen einnahm, wurde auch das Söhnlein immer zutraulicher.

Nachher begaben ſie ſich mit einander vor die Hausthüre, wo ſich ein Graben befand, etwa klafterbreit und zwei Schuh tief, durch welchen der Unrath aus der Färberei hinausgeleitet wurde. Am Rande deſſelben fragte der Vater ſcherzend den Kleinen, ob er auch ſpringen könne. Dieſer ſah in der Frage eine Aufforderung, wollte die Probe ſogleich ablegen, riß ſich aus der Hand des Vaters los, verſuchte einen Sprung über den Graben, erreichte aber das andere Ufer nicht, ſondern fiel mit dem neugewaſchenen Wämschen und Höschen mitten in den Unrath hinein, ſo daß die ſchwarze Jauche über ſeinen Kopf zuſammenſchlug.

„Mein Vater," erzählt Ludwig Rainer, „der mich eiligſt herauszog, mußte zwar über meine Figur gar herzlich lachen, war aber doch in großer Verlegenheit, weil er ſelbſt mich zu dem Wagſtück angereizt hatte. Ich ſah aus, als hätte ich mich in einem Tintenfaſſe gebadet. Meine Pflegemutter kam auch herbei und erhob einen ſchrecklichen Jammer über die verdorbene Wäſche, während ich meinen Vater ſtolz anblickte und ihn fragte, ob ich nicht ein friſcher Bue ſei."

Des anderen Tages hatte der junge Mann eine lange Unterredung mit der Pflegemutter und klagte ihr mit Thränen, daß er nicht länger bleiben dürfe, daß er auf dem Wege nach dem Pinzgau ſei, um dort eine reiche Bauerntochter zu heirathen, welche ihm ſein Vater, der alte Bader, ausgeſucht. Des andern Morgens drückte er ſein Söhnlein noch einmal an ſein Herz, und vierzehn Tage darauf wurde er in Pinzgau mit der reichen Bauerntochter getraut.

Später zog er mit ſeinem Hausweſen nach Fügen, wo er unter den Fittigen des alten Cuivorgen ſich als deſſen Nachfolger aufthat, als ſolcher ſehr beliebt wurde und ſpäter in guten Verhältniſſen das Zeitliche ſegnete.

Allmählig waren drei Jahre verſtrichen, ſeitdem die Mutter in die weite Welt gegangen. Eines Morgens nun war Ludwig Rainer mit ſeiner Pflegerin eben auf dem Wege nach der Kirche, als ein ſchöner zweiſpänniger Wagen über die Brücke bei Zell hereinrollte. Darin ſaß in ſtädtiſcher Kleidung eine Frau mit drei wohlgeſtalteten jungen Burſchen. Der Wagen fuhr vor dem Wirthshauſe „Zum Wälſchen" an, allwo ſich alsbald eine große Men-

ſchenmenge verſammelte, um den Ankömmlingen, den Rainern, die Hand zum Gruße zu bieten. Die Brüder gingen ohne Verzug unter Dach, um mit ihren Freunden das Wiederſehen zu feiern; die Frau aber eilte zum Färberhauſe, um ihr Kind aufzuſuchen. Sie kam jedoch nicht weit, denn die Pflegemutter trat ihr bald mit dem Zöglinge entgegen, der ſich aber anfangs vor ihr fürchtete.

„Schmerzlich weinte meine Mutter, als ſie mich ans Herz drückte; noch mehr weinte ſie aber, als ich ihr erzählte, daß vor kurzer Zeit auch mein Vater hier geweſen ſei, um mich zu beſuchen, und mich herzlich geküßt habe. Und wie er mich geküßt hat, ſagte ich ihr, hat er fürchterlich geweint und geſagt: ‚Wenn nur deine Mutter hier wäre!‘ Bei dieſer meiner unſchuldigen Erzählung brach meine Mutter in lautes Schluchzen aus; meine Pflegerin gebot mir haſtig zu ſchweigen, und wir gingen darauf alle drei in die Kirche hinein, damit es den Leuten nicht auffallen ſollte. Hier betete ich das erſtemal mit meiner lieben Mutter.“

Nachdem ſich dieſe etwas erholt hatte, gingen ſie zu den anderen im Wirthshauſe, zu den Oheimen, welche den kleinen Neffen alle mit Geld beſchenkten. Auch die Mutter gab ihm ein ſeidenes Beutelchen, das etwa zwanzig Gulden enthielt.

Das Knäblein war ganz außer ſich vor Freude; aber als es befragt wurde, ob es nicht mit der Mutter nach Fügen gehen und bei ihr bleiben wolle, ſtellte es gleichwohl die Bitte, man möge es lieber bei ſeiner bisherigen Pflegerin belaſſen, welche ihm ſo theuer geworden war, daß es ſich von ihr nicht trennen mochte.

Die Sänger aber, die von ihrer erſten Weltfahrt zu-

rückgekommen, wurden jetzt im ganzen Zillerthale gepriesen und verehrt. Unbeschreiblich war auch der Eltern Freude. Der Vater zog sich nunmehr leicht aus seiner bedrängten Lage und konnte sein Geschäft viel vortheilhafter und schwungvoller betreiben als zuvor.

Aber die weltgewohnten Sänger mochten die müßige Ruhe in dem stillen Fügen nicht lange ertragen. Nach zwei Monaten schon gingen sie auf eine zweite Reise, und diesesmal zog auch Anton Rainer, ein anderer Bruder, mit, welcher eine herrliche Baßstimme besaß. Er hatte bisher das Schneiderhandwerk betrieben; aber als ihm die Geschwister, die eben zurückgekommen, von dem lustigen Leben in der großen Welt erzählten, da schien es ihm auch angenehmer und rühmlicher, im schönen Alpencostüme auf decorirter Bühne zu stehen und der erstaunten Menschheit liebliche Lieder vorzusingen, als zeitlebens bucklig auf der Schneiderbude zu sitzen und eine Nadel nach der andern einzufädeln.

Auf dieser zweiten Reise kamen die Zillerthaler Sänger zum erstenmale nach England, wo sie an dem österreichischen Gesandten, dem Fürsten Esterhazy, einen mächtigen Gönner fanden. Georg der Vierte, sonst eben kein liebenswürdiger Patron, kehrte doch gegen die Tiroler seine angenehmsten Seiten heraus, beherbergte sie längere Zeit zu Windsor, ließ ihnen ihre ganze Tracht von Kopf zu Fuß aus feinstem Tuch und Seidenzeug neu machen, auch goldene Knöpfe mit dem großbritannischen Wappen daraufsetzen und schenkte ihnen neue Gürtel oder „Ranzen", auf welchen silberne Schilde mit demselben Wappen erglänzten. So wurden sie fashionable, fanden allenthalben in dem

vereinigten Königreiche die freundlichſte Aufnahme und erſangen ſich ganz ungeahnte Summen.

Und eines Tages wurde dem alten Joſeph Rainer zu Fügen ein Schreiben ſeiner Kinder überreicht, welches ihm kundgab, wie glücklich es ihnen bis dahin gegangen, und ihn einlud, „zu einem fröhlichen und feierlichen Wiederſehen“ nach Frankfurt am Main zu kommen. Dahin ſolle er auch die Mädchen bringen, mit denen ſich die Brüder vor ihrer Abreiſe verſprochen hatten. Marie aber gab den Auftrag, dem Caſſian Wildauer, Hausknecht beim Eignerwirth in Fügen, freundlichſt zu vermelden, daß ſie ihn, da ſie doch auf ihre erſte Liebe verzichten müſſe, zu ihrem Gemahl erkoren habe, wenn er damit einverſtanden ſei.

Caſſian Wildauer war von ſeiner Geburt aus ein Bauernſohn von Fügen, und hatte noch elf Geſchwiſter, darunter auch einen Zwillingsbruder Namens Anton. Dieſe beiden waren ſich aber dermaßen ähnlich, daß ſie in der Jugend beſtändig mit einander verwechſelt wurden, weßwegen auch Anton als Erkennungszeichen ein rothes Band um den Hals tragen mußte, da außerdem der Lehrer, ja ſelbſt die Mutter nicht im Stande war, ſie beide zu unterſcheiden. Auch als ſie erwachſen, waren die Brüder nicht leicht auseinander zu kennen, ſo daß man oft mit dem einen über Dinge ſprach, welche den andern betrafen, in der Meinung, man habe den rechten vor ſich.

Eben ſo wenig gelang es dem Gerichte die Zwillinge zu unterſcheiden und wenn ſie, wie öfter vorkam, wegen Raufereien vorgeladen waren, ſchlüpften ſie gewöhnlich ſtraflos durch, weil der Kläger nie mit Sicherheit behaupten konnte, welcher von den beiden ihm die Püffe gegeben

habe. Später mußte übrigens das väterliche Anweſen der Schulden wegen verkauft werden und die zwölf Geſchwiſter gingen alle unter fremde Leute, wo ſie ſich leidlich fortbrachten. Anton zog als Viehhändler nach Rußland aus und ſcheint dort ſein Glück gefunden zu haben; Caſſian wurde, wie ſchon angegeben, Hausknecht beim Eignerwirth in Fügen.

Anton und Caſſian, die Zwillinge, waren übrigens zur ſelben Zeit in der ganzen Gegend berühmt als große Meiſter im Raufen, „was damals im Zillerthal das ſchönſte Geſchäft war.“ Auch waren ſie ſehr ſtark, flink und hübſch gebaut. Sie ſtanden in gleichem Alter mit den jungen Rainern und wuchſen mit dieſen auf. Der Stiefvater Caſſel erzählte ſpäter noch oft, daß ſie in jungen Jahren viele dutzendmale mit einander gerauft hätten, denn auch die Rainer waren vor ihren Sängerzügen große Freunde von derlei körperlichen Uebungen geweſen, namentlich Bruder Felix, welcher ſchon in ſeiner Jugend den linken Ohrlappen im Kampfe verloren hatte.

Nichtsdeſtoweniger waren die Zwillinge und die Rainer Buben in der Hauptſache von Jugend auf die beſten Freunde und darum wurde auch die bevorſtehende Heirath der Schweſter Marie mit dem Caſſel von den Eltern und den Brüdern nicht ungerne geſehen.

Nach wenigen Wochen hielten nun die ſämmtlichen Geſchwiſter, die alſo wieder heimgekommen, fröhliche Hochzeit zu Fügen in dem Dorfe. Die vier Jungen hatten ſich ſehr hübſche und, was noch beſſer, ſehr brave Mädchen auserwählt. Mit irdiſchen Glücksgaben war jedoch nur Eine geſegnet, nämlich Bruder Antons Braut, welcher ihr

Vater am Hochzeitstage eine anſehnliche Mitgift auf den Tiſch legte.

Etwa acht Tage vorher war übrigens Marie Rainer mit ihrem Bräutigam in Zell erſchienen, um ihr Söhnlein zur Hochzeit einzuladen und ihm ſeinen künftigen Vater vorzuſtellen. Sie brachte ihm viele hübſche Sachen mit und bezeigte ihm große Zufriedenheit, weil er in der Schule ſo brav gelernt hatte.

Bald darauf trat die Sängergeſellſchaft ihren dritten, in dieſer Zuſammenſetzung ihren letzten Weltgang an. Sie verbrachte die meiſte Zeit abermals in England und blieb im Ganzen drei Jahre aus. Währenddeſſen ging Ludwig Rainer mit Ehren durch die Zeller Dorfſchule. Er ſtand ſich vortrefflich mit ſeinem Lehrer, der zu ihm und ſeiner Pflegemutter gar gerne in den Heimgarten kam, und von dieſer und ihren beiden ledigen Schweſtern, welche bei ihr wohnten, immer freundlich aufgenommen und bewirthet wurde. Er erzählte dann den drei Frauenzimmern, die in Liebe zu ihrem Zögling wetteiferten, wie fleißig dieſer lerne, ja er malte ihnen das Bild oft ſchöner aus, als es wirklich war. Deshalb ging er auch nie weg, ohne etwas im Kopfe oder in der Taſche davonzutragen, und kam darum ſehr gerne wieder.

In dieſen Tagen geſchah es auch, daß die Großeltern zu Fügen ihre Fleiſchhackerei dem älteſten Sohne Johann übergaben, welcher dann ſofort eine Wirthstochter aus dem nahen Hard zum Weibe nahm. So war die ſchöne Lene allein noch übrig. „Sie konnte ſich aber keinen Edelmann erwarten“ und mußte ſich zuletzt mit einem Fabrikarbeiter, der ein kleines Häuschen beſaß, zufrieden geben.

In jenen Tagen geſchah es ferner, daß Frau Nothburga Rainer, des abweſenden Antons jugendliche Gattin, zu Fügen ein ſehr trauriges Ende nahm. Sie wurde nämlich im erſten Wochenbette von einer hitzigen Krankheit befallen, ſo daß ſie immer von ihrem lieben Gemahl phantaſirte und immer die Furcht ausſprach, er komme nicht mehr zu ihr zurück. Urſache war, daß wenige Tage vor ihrer Entbindung ein Brief die Nachricht gebracht hatte, ihr Mann liege todtkrank in London, ſei von den Aerzten aufgegeben und ſie möchten für ſeine arme Seele beten. Frau Nothburga's Zuſtand war der Art, daß man ſie nicht allein laſſen konnte, ihr vielmehr drei Weiber beigab, welche ſie bewachen ſollten. Aber als dieſe Hüterinnen ſie einmal nur für einen Augenblick allein gelaſſen, erhaſchte ſie ein Brodmeſſer und gab ſich drei tödtliche Stiche ins Herz. Sie war nicht mehr zu retten, ließ aber ihrem lieben Manne, der von ſeiner ſchweren Krankheit doch wieder genas, ein hübſches Mädchen zurück.

Der Stiefvater, der überhaupt als etwas rauh und kalt geſchildert wird, ſcheint ſich übrigens um den jungen Ludwig ſehr wenig gekümmert zu haben. Nur einmal während der dreijährigen Abweſenheit der Mutter kam er ihn zu beſuchen nach Zell und machte ihm eine Tabakspfeife zum Präſent; die Mutter aber nahm ihm ſpäter das Geſchenk wieder ab, da ſie nicht haben wollte, daß ein ſo kleiner Spreizer ſchon rauchen ſolle.

Nach drei Jahren alſo kamen die Geſchwiſter Rainer wieder nach Hauſe, legten ihren Wanderſtab nieder, kauften ſich ſchöne Anweſen und fingen ein häusliches Leben an.

Frau Marie Wildauer fuhr dann auch wieder mit ihrem Gatten nach Zell, um den kleinen, jetzt zehnjährigen Ludwig abzuholen, der ſich von der Färberin und ihren Schweſtern, die er unendlich liebgewonnen, nur ſchluchzend und jammernd trennte. Dieſe ſeine Zieheltern hatten ſein Herz dermaßen eingenommen, daß er ſich in unbefriedigter Sehnſucht lange abhärmte und im Vaterhauſe nur langſam eingewöhnte. In Fügen war Ludwig übrigens auch wieder in der Nähe ſeines rechten Vaters, der ihm ſtets viele Liebe bezeigte, während Caſſel ſich als Stiefvater eben ſo unliebenswürdig gab wie als Gatte.

3.

Nun war wieder einige Zeit vergangen und der Junge zwölf Jahre alt geworden, als ihm ſein Stiefvater eines Tages eröffnete, er habe ihn dem Schwager Felix zur Verfügung geſtellt, und dieſer wolle ihn als Geiſer (Ziegenhirt) auf der Pfunſer Alm verwenden. Ludwig war froh, aus dem elterlichen Hauſe zu kommen, packte ſeine „ſieben Zwetſchgen“ in einen Korb zuſammen und ſtieg, einem älteren Geiſer folgend, zwei krumme Federn und einen hölzernen Löffel auf dem Hute, getroſt hinauf nach Pfuns.

Dieſes ſein Almenleben beſchreibt nun Ludwig Rainer in folgender Weiſe:

„Ich befand mich auf der Alm ganz gut und wohl. Was ich da zu thun hatte, war Morgens und Abends meine Ziegen zu melken und meinem Melcher (Senner) in der Hütte ſonſt etwas behülflich zu ſein. Der Melcher war ein prächtiger Menſch, desgleichen auch der Hüter und der Halbkäſer. Alle waren mir ſehr zugethan, weil ich ihnen

viel Kurzweil mit meinem Singen machte. Meine Stimme verbeſſerte ſich auch von Tag zu Tag. Zeit und Gelegenheit, ſie zu üben, war ja genug gegeben. Und da ich zu Hauſe überaus eingeſchränkt geweſen und immer das wilde Geſicht meines Stiefvaters, vor dem bereits Alles zitterte, zu fürchten hatte, ſo fühlte ich mich ſo frei und glücklich wie der Vogel in der Luft, der nach langer Gefangenſchaft aus ſeinem Käfig entkommen. Ja, ewig bleibt das Sprichwort wahr: ‚Nur wo die Gemſen ſpringen, kann man von Freiheit ſingen.‘ O, wie zufrieden und glücklich fühlte ich mich, wenn ich auf einer hohen Bergſpitze ſaß und in die Tiefen hinunterblickte, wenn die Ziegen ſo friſch um mich herum hüpften, wenn die dicken Nebelwolken mit Windesſchnelle aus den Thälern heraufſchoſſen, wenn das ferne Geläute der Rinder ſo lieblich von Berg zu Berg tönte, wenn ich die fröhlichen Geſänge der Alpenhirten von den höchſten Felſen herunter beantwortete, daß es zehnfach im Gebirge widerhallte, oder mein Stücklein Butterbrod bei einem friſchen Quell verzehrte!

So ſuchten wir uns denn die müßige Zeit oftmals mit Geſang zu vertreiben. Einer von den Sennern ſpielte auch die Geige, zwar ſehr erbärmlich, aber dennoch horchten die Melcher hoch auf, wenn er ſeine Zaubertöne erſchallen ließ, und wir Alle glaubten, auf unſerer Alm den zweiten Paganini zu haben. Er war auch ungeheuer ſtolz auf ſeine Kunſt.

Wiederum ein anderer Melcher, denn es waren mehrere in der Nachbarſchaft, erzählte gerne die alten Sagen aus dem Gebirge, woran wir alle den wärmſten Antheil nahmen, denn an dieſe Sagen glaubt man bei uns noch heut zu

Tage. Er erzählte zum Beiſpiel von den Venedigern, welche in früheren Zeiten von Venedig her angeblich auf unſere Alpen kamen und alle geheimen Schätze aus dem Innern der wildeſten Berge herausholen konnten. Auch wußten ſie die Berggeiſter zu bezaubern, welche ihnen dann dienſtbar ſein und die verborgenen Schätze weiſen mußten. Alte Melcher behaupten jetzt noch, da und dort in den Alpen ſolche Schätze geſehen zu haben, aber daß einer einmal einen erhoben hätte, habe ich nie gehört.[1]

Ein andermal erzählte der Melcher eine Sage von verſchiedenen verſtorbenen Sennern, welche ſich durch praſſeriſches Leben und frevelhafte Vergeudung der ſüßeſten Butter und des fetteſten Käſes, mit denen ſie Kegel ſchoben, dermaßen verſündigten, daß es auf ihrer Alm, die früher weitum die beſte war, gar nicht mehr Sommer wird, vielmehr hundertſchuhdickes Eis darauf liegt. Dieſe Senner hört man oft um Mitternacht laut jammern und klagen. Ich habe ſie zwar nie gehört, aber doch lief es mir bei dieſen Erzählungen oft ganz ſchauerlich durch alle Glieder. Am Schluſſe der Geſchichte wurde übrigens für dieſe Büßer immer ein Vaterunſer gebetet und nachher ging es zu Bette."

In jenen Tagen ſeines heiteren Almenlebens widerfuhr unſerem Freunde übrigens noch ein beſonderes Abenteuer, welches hier erwähnt zu werden verdient. Die Erzählung, die wir freilich etwas kürzen mußten, lautet ungefähr ſo:

„Zur ſelbigen Zeit war auch ein guter Bekannter, Felix Margreiter von Fügen, bei uns auf der Alm. Er

[1] Vgl. die Sage über das Venediger Männlein aus Paznaun; Drei Sommer in Tirol. Zweite Auflage, Bd. I. S. 64.

war eigentlich ein Handelsmann, welcher nur im Sommer, weil er immer etwas gebrechlich war, ein paar Monate auf der Pfunſer Alm zubrachte, da er ein guter Freund und Nachbar von Felix Rainer war. Er war dabei ein ſehr fideler Kunde und wußte gewiß überall den rechten Tact zu ſchlagen, wenn etwas Luſtiges vor ſich ging.

„Eines Abends nun, als es ſchon finſtre Nacht geworden, ſaßen wir, wie gewöhnlich, am Feuer beiſammen, als wir plötzlich durch einen Schuß und fernes Jauchzen aufgeſchreckt wurden und uns vor die Hütte begaben, um zu ſehen, was dies bedeuten ſollte. Wir ſahen da tief unten im Thale beim Scheine einer Fackel drei Geſtalten ſich hin und her bewegen, die von Zeit zu Zeit durch lautes Jauchzen zu erkennen gaben, daß ſie bei ſo dunkler Nacht den Weg nicht mehr finden konnten. Es wurde ihnen nun durch ein angemachtes Feuer das Ziel gezeigt, und zwei von den Melchern gingen ihnen mit brennenden Fackeln entgegen, um ſie den nächſten Weg zu den Hütten zu führen. Als ſie etwa eine Stunde ſpäter bei uns ankamen, und wir drei gute Freunde aus Fügen erkannten, welche den Felix beſuchen wollten, ſo war die Freude, daß wir ihre Nothzeichen gehört und ſie durch unſern Beiſtand ſo glücklich heraufbefördert worden, nur deſto größer.

„Als nun nach dem Nachtmahle berathen wurde, was man am kommenden Morgen thun ſolle, machte Felix Margreiter den Vorſchlag, über die Jöcher einen Ausflug nach Dux zu unternehmen. In drei Stunden könne man leicht hinübergehen. Ich ſollte auch mitkommen, um den Duxern etwas vorzuſingen, und als Felix Margreiter gutherzig ſagte: ‚Dich koſtet's keinen Heller, wir bezahlen

Alles,' da hat es mich bereits vom Boden gehoben vor lauter Freude.

„Nun fehlte mir aber noch die nöthige Kleidung zu dieſer Wanderſchaft. Ich hatte nur Holzſchuhe anzulegen; meine Hoſen waren voller Schmutz und mein Kittel ganz ſchmierig; doch fiel mir bald ein, daß mir meine Mutter beim Auszug auf die Alm auch ein neues Hemd und eine Unterhoſe eingepackt hatte. In letzterer fand ſich zwar kein Sack, ich vermißte ihn aber auch nicht, da ich doch keinen Geldbeutel einzuſtecken hatte. Felix Margreiter tröſtete mich überdies: es ſei Alles gut genug, denn die Duxer verſtünden das nicht. — Das Beſte von Allem war immerhin mein Hut mit den zwei krummen Federn.

„Beim erſten Tagesgrauen waren wir ſchon auf dem Wege. Der Morgen war herrlich; der Auerhahn falzte in dem Gehölze, die Schneehühner zwitſcherten fröhlich und die alten Jochgeier krächzten von den Felſenhöhlen herunter ihren Baß dazu. Nachdem wir etliche Zeit in der erhabenſten Gebirgslandſchaft gegangen und bis zum Dreieckſtein gekommen waren, wo der Weg an den tiefſten Abgründen hinführt, trafen wir etwas unter dem Gipfel ein wunderſchönes grünes Plätzchen ſammt einer prächtigen Quelle. Doch war es gar unheimlich, rings herum in die Abgründe hinunter zu ſchauen, und jedem, der es verſuchte, lief es eiskalt durch die Adern. Da die Sonne ſchon hoch und heiß über uns ſtand, ſo hieß es aber bald allgemein, wir ſollten hier ein wenig ausruhen, denn wir kämen noch früh genug ins Dux. So verſank denn Einer nach dem Andern in einen erquickenden Schlummer und träumte, was ihm beliebte, als uns plötzlich ein

fürchterlicher Donnerſchlag aus dem Schlafe aufſchreckte. Wie ſtaunten wir Alle, uns jetzt in völliger Finſterniß wiederzufinden! Wer eine Uhr hatte, ſah zuerſt auf dieſe, in der irrigen Meinung, wir hätten den ganzen Tag verſchlafen und ſeien nun von der Nacht überfallen worden. Aber noch mehr ſtaunten wir Alle, als die Uhr erſt elf Uhr Mittags zeigte.

„Es war alſo ein Gewitter über uns gekommen, ein furchtbares Hochgewitter, und die ſchwarzen Wolken lagen ſo hart an uns, daß wir keine zwei Klafter weit ſehen ſehen konnten. Todtenbleich blickte Einer den Andern an, und keiner wußte zu rathen oder zu helfen. Ringsum die fürchterlichen Abgründe und nirgends ein Schlupfwinkel, wo wir uns vor dem Andrang des Regens, der wie ein Wildbach auf uns niederſtürzte, hätten ſchützen können.

„In wenigen Augenblicken waren wir auch ſchon ſo naß, daß die Wäſſer unten bei den Hoſen herausliefen. Dazu kam noch ein entſetzlicher Sturm, der uns in die grauenvolle Tiefe hinunterzuſchleudern drohte; die Blitze ſchlugen rechts und links in das Felsgeſtein, und der Donner brüllte fort und fort, daß es das ganze Gebirge erſchütterte. Bald fing es auch an zu ſchauern, ſo daß wir nach kurzer Zeit bis über die Knöchel in den Hagelkörnern ſtanden, welche wie Baumnüſſe auf unſere Häupter niederrieſelten. Wir waren bereits ſtarr vor Froſt, aber als unſer Elend auf das Höchſte geſtiegen, hatte Felix Margreiter wieder einen guten Einfall. Wir führten nämlich alle fünf große Bergſtöcke mit uns; dieſe wurden jetzt auf ſeinen Vorſchlag entzweigebrochen, einer davon auch klein geſpalten, und dann

loderte in wenigen Minuten an der Felswand das ſchönſte Feuer auf.

„Während wir uns nun zu erwärmen und zu erheitern ſuchten, zog ſich das Gewitter allmählich in das Thal hinab. Gegen vier Uhr ſtieg auch die Sonne, doch ſehr matt und ſchwach, aus den dicken Wolken heraus, welche unter uns immer noch fortdonnerten. Wie froh waren wir aber, als wir dies ſchauerliche und doch ſo ſchöne Plätzchen wieder verlaſſen konnten! Doch ging es lange nur Schritt für Schritt an den Felswänden hin, weil das ſchmale Weglein ſehr ſchlüpfrig geworden und unſere Bergſtöcke verbrannt waren. Endlich um neun Uhr erreichten wir Lannersbach, den Hauptort im Duxerthal, und gingen ſogleich zum Jörgel, dem berühmten Duxerwirth, welcher Anno neun unter Andreas Hofer eine große Rolle geſpielt hatte und in der ganzen Gegend als ein luſtiges Haus bekannt war. Er nahm uns ſehr freundlich auf; wir ſetzten uns um einen runden Tiſch, erzählten den Gäſten, welche mit geſpannten Ohren zuhörten, Alles, was wir ſeit dem Morgen erlebt, und fingen dann wacker zu zechen an. Alsbald erſchien auch der Lehrer, und wir begannen nun zu ſingen. Die Duxer kamen ſchaarenweiſe in die Stube; bald war das ganze Haus geſchlagen voll und Jörgel zeigte ſich ungemein vergnügt, daß wir ihm heute einen ſo einträglichen Abend zu Wege gebracht. Uns ließ er eine Maß nach der andern aufſetzen, damit ja der Geſang nicht ausginge, und ſo blieben wir denn bis tief in die Nacht in fröhlichſter Stimmung beiſammen.

„Den andern Morgen kam Jörgel zu guter Zeit mit

einer Branntweinflaſche an unſer Bett und drängte uns, heute ja noch da zu bleiben; wir ſollten Alles frei haben. Da nämlich dieſen Morgen das Begräbniß eines reichen Bauern und danach, wie es landesüblich, eine Todtenzehrung bevorſtand, ſo gedachte Jörgel, die Leute durch unſere Unterhaltung je länger je lieber feſtzuhalten, und er hatte wirklich, wie es ſich ſpäter zeigte, ganz richtig ſpeculirt. Bald kam auch der Lehrer und holte uns auf den Chor ab, wo wir bei dem Trauergottesdienſt ſingen ſollten. Ich hatte in meinem Leben freilich noch nie auf einem Chor geſungen, war auch noch nie in einer Unterhoſe in die Kirche gegangen, allein in Dux ſchaute mich Niemand drum an. Nach der Beerdigung begann das Hochamt, und wir Anderen fingen zu ſingen an, lauter bekannte Alpenmelodien, in die wir nur die Worte: Requiem aeternam dona eis, domine einlegten. Die guten Duxer waren gleichwohl mit unſeren Leiſtungen ſehr zufrieden und nach beendetem Gottesdienſte erwarteten uns an der Kirchgaſſe über hundert Neugierige, welche uns dann alle ins Wirthshaus folgten.

„Dort begann nunmehr das Todtenmahl, und wir wurden von den Erben Alle zur Tafel gezogen. Dieſe wollte lange gar kein Ende nehmen; nach den Nudeln kamen Kücheln, nach den Kücheln wieder Nudeln, und dazu wurde immer tüchtig getrunken. Bald bat man uns auch, zu ſingen, und als wir unſere Lieder erſchallen ließen, wurde Alles noch lebendiger, ſo daß man eher hätte glauben ſollen, es werde eine fröhliche Hochzeit gefeiert. Die arme Seele im Fegfeuer war ganz vergeſſen, bis endlich Nachmittags um zwei Uhr wieder ‚Herr, gieb ihnen die ewige

Ruhe' gebetet wurde, womit die Tafel zu Ende war. Die Leute gingen aber gleichwohl nicht aus dem Wirthshause, ſondern zechten noch bis in die Nacht hinein, und auch wir kamen erſt ſehr ſpät zu Bette. Am andern Mittag traten wir nach freundlichem Abſchiede und mit Dank überſchüttet den Rückweg an und erreichten gegen Abend wieder unſere Alm."

Aber auch dieſer ſchöne Sommer verging, und es kam der Herbſt und mit ihm die Zeit der Heimfahrt. Unſer Freund ſchied ſehr ungern von der Alm, denn er freute ſich nicht viel auf das Vaterhaus und noch weniger auf die Schule, die er im Winter wieder beſuchen ſollte.

Nun ging's alſo an die Heimfahrt, welche Ludwig Rainer ſchildert, wie folgt:

„Am Vorabend wurden alle Kuhglocken reinlich geputzt und Büſchel gebunden für den Melcher, den Hüter, den Halbkäſer und für mich. Am andern Morgen um vier Uhr wurde das Vieh aus dem Stalle gelaſſen, mit den Glocken behängt und ebenfalls mit Büſcheln und Federn geziert. Dann wurde der Zug geordnet. Der Melcher trieb in ſeinem ſchwarzen Hemd und rothen Hoſenträgern die reichgeſchmückte Maierkuh, welche ſich Zottel nannte, voraus; die übrigen Kühe folgten ihm nach voll Selbſtgefühl, als wenn ſie gewußt hätten, wie ſchön ſie heute verziert waren. Hierauf kam der Hüter mit ſeinem aufgewichsten Schnurrbart, und dieſem folgte das Rindvieh und die Schaar der Schweine, die der Halbkäſer mit ſeinem großen Rautenſtrauße auf dem Hute zu hüten und zu lenken hatte. Den Schluß des Zuges bildete ich mit meinen Geiſen und Schafen, welche ich ſtolz vor mir hertrieb.

Einer meiner Geiſen hatte ich ſogar einen Kranz mit Federn aufgeſteckt, weil ſie auf der ganzen Pfunſer Alm die Königin war.

„Als wir abwärts kamen, ſtrömten die Leute rechts und links aus den Häuſern herbei, um unſern Zug zu ſehen und uns freundlich die Hand zu reichen. Unſer Vieh war allbekannt das ſchönſte und ſchwerſte in der ganzen Gegend, und wir bildeten uns nicht wenig darauf ein. Felix, mein Oheim, der Almbauer, wie man bei uns ſagt, erwartete uns am Eingange des Dorfes mit einer Flaſche Schnaps und begrüßte uns herzlich, ſammt hundert anderen neugierigen Zuſchauern. Meine Mutter dagegen jammerte hoch auf, als ſie mich ſo ſchmutzig daherkommen ſah; ich aber ſagte ihr mit männlichem Ernſte: ‚das iſt bei uns Almern ſo der Brauch.‘ Ich war auch wirklich ſehr ſtolz auf mein ſchwarzes Hemd, welches ich mir zur Heimfahrt mit Fleiß noch ſchwärzer gemacht hatte.[1]

„Als der Zug endlich bei meinem Oheim, unſerm Almbauer, angekommen und das Vieh in den Ställen verſorgt war, wurde uns mit Speiſ' und Trank gar prächtig aufgewartet. Nachdem wir nun bis zum ſpäten Abend ſo fröhlich beiſammen geweſen, zahlte Felix einem jeden ſeinen ausgemachten Lohn aus, wie es bei den Aelplern Sitte iſt, weil ſie nur für die Sommermonate angeſtellt werden, und dann nahmen wir Alle herzlichen Abſchied von einander. Mir gab der Oheim einen Thaler extra,

1 Die Schwärze des Hemdes, welches auf der Alm nie gewechſelt wird, ſoll nämlich andeuten, daß die Senner, fern von aller Ueppigkeit, auch der des Waſchens, ſich fleißig mit dem Vieh befaßt, keine Mühe und Arbeit geſcheuet haben ꝛc.

obwohl mir eigentlich kein Lohn gebührte, da mich mein Vater nur aus Gefälligkeit abgegeben hatte. Dieſer Thaler wurde zu meinem übrigen Schatzgeld gelegt, denn ich hatte ſchon gegen fünfzig Gulden ſchönes Silber beiſammen.

„Als ich nun an jenem Abend zu Hauſe ankam, hatte meine Mutter auch ſchon heißes Waſſer und reine Wäſche in Bereitſchaft. Ich wurde wider meinen Willen gleich einem Schäflein gebadet und ſäuberlich hergerichtet, und fühlte mich dann, obwohl ich von meinem ſchwarzen Almenhemde ſehr ungern ſchied, doch friſch und froh wie neugeboren.“

4.

Im nächſten Jahre wurde Ludwig Rainer zur beſſeren Ausbildung in die dritte Claſſe der deutſchen Schule nach Innsbruck gebracht. Er geſteht aber ſelbſt ein, daß er dort, faſt ohne Aufſicht gelaſſen, bald ein zügelloſer Wildfang geworden ſei und nichts gelernt habe.

Als das Jahr vorüber und der Junge heimgekommen war, hatten die Eltern keine Luſt mehr, ihn wieder in die Stadt zu ſchicken, behielten ihn vielmehr zu Hauſe und verwendeten ihn zur Bauernarbeit. Immer bemüht, dem Gatten Freude zu machen, ohne viel Dank dafür zu ernten, erkaufte die Mutter um dieſe Zeit deſſen väterliches Anweſen, und damit gewann denn auch die ganze Wirthſchaft einen höheren Schwung. Der Vater aber nahm ſeine Mutter, „eine alte Hexe,“ ſeine Schweſter und andere Verwandte in das Haus, denen der Stiefſohn Allen verhaßt war. Sie quälten ihn auch auf jede Art, und er

hätte Hungers ſterben können, wenn ihm nicht ſeine Mutter hin und wieder einen vertrauten Biſſen zugeſteckt hätte.

Unerwarteter Weiſe entſchloſſen ſich damals die Geſchwiſter Rainer noch einmal, eine Reiſe nach England zu unternehmen. Es lockte ſie dazu die bevorſtehende Krönung der jungen Königin (Juni 1838), und ſie hofften noch einmal viel reiche Schätze zu erſingen. Doch kam die frühere Geſellſchaft, wie wir ſchon oben bemerkt, nicht mehr unverſehrt zuſammen, denn Anton, der mittlerweile Poſtmeiſter zu Schwaz geworden, wollte ſein Hausweſen nicht verlaſſen, ſo daß an ſeine Stelle ein Verwandter von Schlitters, Georg Hauſer, eintreten mußte. Ludwig erhielt vor der Abreiſe noch die beſten Lehren von der Mutter und verſprach ihr, geduldig auszuharren. Dieſes Verſprechen war aber leichter zu geben, als zu halten. Die Rohheit des Vaters vertrieb ihn bald aus dem elterlichen Hauſe und er ging als ein Flüchtling wieder nach Zell zu ſeinen Pflegerinnen, die ihn lieb und freundlich aufnahmen und ihm Herberge gaben, bis eines Morgens die Mutter ganz unverhofft zur Stubenthür hereintrat. Sie war unangemeldet aus England zurückgekommen, wo ſie und ihre Gefährten wenig Seide geſponnen hatten. Es waren dort nämlich in der Zwiſchenzeit viele falſche Tiroler als Naturſänger aufgetreten und hatten das Geſchäft ſo verdorben, daß dieſesmal die echten Jedes bei ſechshundert Gulden einbüßen mußten.

Die Mutter erfuhr nun, wie es ihrem Sohne mittlerweile ergangen, faßte einen feſten Vorſatz und zerſtörte das ganze Weſpenneſt im Hauſe. Schwiegermutter, Schwägerin, Vettern und Baſen, Alle mußten fort, was ihnen

Jedermann vergönnte, denn es hatte ſie Niemand leiden mögen. Auch der Vater erhielt ausnahmsweiſe einen derben Verweis, denn er hatte in der Gattin Abweſenheit wie ein Praſſer gelebt und unnütz viel Geld verthan. Ludwig Rainer aber trat bei ſeinem Vater wieder als Roßknecht ein und ward von ihm viel beſſer behandelt, denn früher.

Nachgerade war auch die Zeit der erſten Liebe gekommen. Ludwig hatte von Jugend auf unſchuldige Freundſchaft mit einem Mädchen aus dem nahen Weiler Finſing gepflogen. Sie hieß Hannele und war die Tochter des Gaſſenwirths daſelbſt. Als ſie mehr und mehr heranwuchſen und das alte Verhältniß aufrecht hielten, waren, wie es ſchien, auch die beiderſeitigen Eltern nicht dagegen.

Als nun Ludwig Rainer wieder einmal auf Beſuch zum Gaſſenwirth kam, fand er das Mädchen ganz traurig und niedergeſchlagen. Ihr Vater, erzählte ſie, habe beſchloſſen auf den Viehhandel nach Rußland zu gehen und ſie bis zu ſeiner Wiederkunft in ein Kloſter einzuſtellen. Und wirklich wurde ſie auch kurz darnach auf ein Jahr zu den Urſulinerinnen nach Innsbruck gebracht.

Nach mehreren Monaten traf es ſich, daß Ludwig den Herrn Schloßverwalter, Doctor Werfer, nach Innsbruck zu führen hatte. Er hoffte, dort ſein Hannele wieder zu ſehen und freute ſich unbeſchreiblich darauf. In Innsbruck kehrten ſie in der Sonne ein, wo ſich der Verwalter drei Tage aufzuhalten gedachte. Ludwig ſchlich ſich nun vorerſt liſtig um das Kloſter herum, pfiff, huſtete, ſang, aber Alles vergebens. Er ſtieg auf die Gartenmauer und lauerte, aber auch umſonſt. Endlich fiel ihm ein, einen alten Ka-

meraden von der Schule her zu beſuchen, ein leichtſinniges verwegenes Bürſchlein, mit dem er ſchon damals allerlei kecke Stücklein ausgeführt. Dieſer, jetzt Student, wußte auch bald Rath.

„Da Hanneles Bruder ebenfalls ſtudirte, ſo lieh mir mein Freund ſeine Kleider, damit ich mich für ihren Bruder ausgeben konnte. Ferner ſchrieb er an das Mädchen einen Brief, als wäre er von ihrer Mutter — lauter belehrende und erbauliche Sprüche, weil ihn doch die Aebtiſſin in die Hände bekommen mußte. Auch verfaßte er mir ein falſches Zeugniß im Namen des Profeſſors, bei welchem ihr Bruder in die Schule ging. So ausgerüſtet begab ich mich an die Kloſterpforte und zog mit klopfendem Herzen die große dumpfe Glocke. Nach langem Harren kam endlich die Portnerin und fragte mit leiſer Stimme nach meinem Begehr. Ich brachte meinen Brief zum Vorſchein, ſagte, daß ich im Kloſter eine Schweſter habe und ihr dieſen übergeben möchte. Sie ſei gebeten, mich gefälligſt bei der Oberin zu melden. Auch übergab ich ihr das falſche Zeugniß, damit jene wirklich ſehe, daß ich der fragliche Bruder ſei. Nach dieſer Unterredung verſchwand die Portnerin. Und wiederum nach einer langen Zeit erſchien die Aebtiſſin von zwei Nonnen begleitet am Gitter der Pforte. Sie betrachtete mich eine gute Weile, fragte mich bald dieſes, bald jenes, erhielt aber immer unerſchrocken Antwort, ſo daß ſie zuletzt nicht mehr zweifelte, daß ich derjenige ſei, für den ich mich ausgab. Sie ſtellte mir dann das Zeugniß zurück und befahl mir zu warten, bis ſich die eiſerne Pforte öffnen würde, die in das innere Gewölbe hinabführt; dort würde ich meine

Schweſter finden. Ich harrte abermals lange — mein Blut rollte wild in meinen Adern auf und ab, das Herz pochte mir aus Furcht, vielleicht erkannt zu werden — bis ſich endlich die eiſerne Pforte mit lautem Gepraſſel öffnete. Eine ſteinerne Wendeltreppe führte mich in ein unterirdiſches Gewölbe. Dort hing in einer Ecke bei ſchwachem Lampenſchein ein düſteres Bild des gekreuzigten Erlöſers. Darunter ſtand ein kleiner Betſchemel und auf dieſem ein Todtenkopf. Alles war ſo ſtill wie in tiefer Mitternacht. Alle Haare ſtanden mir zu Berge, als ich wahrnahm, daß ſich die Pforte, durch welche ich gekommen war, wieder ſchloß. Wenn ich entlarvt wurde, wie konnte es mir ergehen!

„Auch an dieſem ſchauerlichen Orte mußte ich lange warten. Endlich öffnete ſich eine kleine Seitenthüre und von zwei Nonnen behütet trat mein geliebtes Hannele herein. Bei dem ſchwachen Lampenſchimmer erkannte ſie mich anfangs nicht; auch meine Kleidung mochte ſie irre machen — als ich aber näher trat, rief ſie: ‚Ludwig!‘, riß den Kloſterfrauen aus und hing an meinem Halſe! Mir fuhr es wie ein Dolch durch das Herz, als ich meinen Namen hörte, doch ſchienen ihn die beiden Frauen zum Glück nicht verſtanden zu haben. Gleichwohl zogen ſie das Mädchen aus meinen Armen zurück, aber ich hatte der Geliebten ſchon zuflüſtern können, daß ich als ihr Bruder hier ſei, und hatte ihr auch ſchon einen andern Brief heimlich beigebracht, wogegen ich ihr das angebliche Schreiben ihrer Mutter unter den Augen der Nonnen übergab. Natürlich konnte ich mit ihr nur über heilige Sachen discurriren, aber unſere Augen verſtanden ſich ganz gut.

Ich erſuchte auch und bat, man möge die Schweſter doch mit dem Bruder auf etliche Stunden ins Freie laſſen, fand aber keine Erhörung.

„Endlich mußten wir uns trennen. Ich gab dem Mädchen noch einen langen Abſchiedskuß; dann wurde ſie von mir geriſſen und in das dunkle Gemäuer des Kloſters zurückgeführt.

„Als ſich die eiſerne Pforte wieder hinter mir geſchloſſen hatte, ſchien mir Alles wie ein Traum. Traurig verließ ich den unheimlichen Ort. Auf der Gaſſe erwartete mich mein Nothhelfer und begleitete mich ins Wirthshaus zu einer Flaſche Wein, bei welcher ich bald wieder heiter wurde. Und nachdem der Herr Verwalter ſeine Geſchäfte abgemacht, fuhren wir wieder ins ſchöne Zillerthal zurück.“

5.

Es war im Jahr 1838, als ſich im ganzen Land Tirol große Geſchäftigkeit und Aufregung zeigte. Alles Volk bereitete ſich nämlich auf die Huldigung vor, welche der gute Kaiſer Ferdinand im Auguſt zu Innsbruck einnehmen ſollte.

Auch die Fügener Schützen boten alle Kräfte auf, um dem Kaiſer die gebührende Ehre zu erweiſen. Die Compagnie wurde unter Hauptmann Anton Ritzel, Hutmachermeiſter zu Fügen, beſtmöglich zuſammengeſtellt. Die Muſikkapelle, in welcher Ludwig Rainer als Hornbläſer wirkte, war ununterbrochen bemüht, neue Märſche und Geſänge einzuſtudiren, um ſich in Innsbruck beſtens hervorthun zu können. Täglich wurden Uebungen in der

Gemeindeau gehalten, und die Gäſte, die ſolchen Proben beigewohnt, waren alles Lobes voll, ſo daß der Compagnie im ganzen Innthal bis nach der Landeshauptſtadt hinauf ein großer Ruf vorausging und die Bevölkerung in geſpannter Erwartung war, die Fügener zu ſehen und zu hören.

So marſchirten ſie denn eines Tages mit klingendem Spiel und unter allgemeinem Jubel aus und kamen am erſten Tage bis Schwaz. Dort wurden ſie freundlichſt begrüßt und hörten von allen Seiten, ihre Compagnie ſei die ſchönſte im Unterinnthale, was ſie nicht wenig ſtolz machte.

Am nächſten Tage, als es ſchon dämmerte, rückten ſie in die Stadt Hall ein, wo unzähliges Volk auf ſie gewartet hatte, und beſchloſſen, dort zu bleiben. In der nahen Landeshauptſtadt war freilich an dieſem Abende eine wundervolle Beleuchtung, welche die Schützen mächtig anzog; allein die Hauptleute verboten ſtrengſtens hinaufzugehen, damit dort kein Fügener geſehen werde, ehedenn die ganze Compagnie ihren Einzug halte. Auf dieſen Befehl begaben ſich Alle in die Nachtquartiere; die Spielleute, unter ihnen Ludwig Rainer, meiſtentheils in das Wirthshaus ‚zu den drei Gilgen‘ (Lilien). Dort ſetzten ſie ſich zuſammen und beſprachen, wie man den Abend ausfüllen ſollte. Nun waren aber viele darunter, welche trotz des ſtrengen Verbots die Beleuchtung gar gern geſehen hätten, und ſo ließ ihnen denn der Wirth zwei Stellwagen einſpannen, in denen etwa dreißig Kameraden nach Innsbruck fuhren. Für ihre Zurückkunft ſollte ihnen als Nachtlager friſches Stroh im neugebauten Pferdeſtall bereit gehalten werden.

Ludwig Rainer wäre ebenfalls gern mitgegangen, allein er und Onkel Franz und noch zwei andere Fügener hatten eine Einladung angenommen, beim Zeindl vor den Herren Bergbeamten zu ſingen, und ſo mußte er denn auf die vielverſprechende Partie verzichten. Er ſah jene ſeine Gefährten bei ihrer Abfahrt zum letztenmale lebendig.

Als der Geſang, der den vollen Beifall der Herren Beamten gefunden, zu Ende war, ließ Herr Bergrath Zöttl Forellen und Wein auftragen. Ludwig Rainer that ſich dabei gütlich, bis um zwölf Uhr die Nachricht kam, die Schützen, welche nach Innsbruck gefahren, ſeien ſo eben wieder in den Drei Gilgen angekommen und geſonnen, ſich noch mit Geſang und Tanz zu unterhalten. Unſer Sänger wollte eben auch nach den Kameraden ſehen, als ihm die hübſche Kellnerin zuſprach, er ſolle doch nicht fortgehen, es könnte da ja auch noch luſtig werden. Ueberdies kam noch ein guter Freund, Joſeph Huber, der Fähndrich, dazu, bot ihm ſtatt des Strohlagers in den Drei Gilgen ſein Federbett an und bat ihn ebenfalls zu bleiben. So ſetzten ſie ſich denn zuſammen und plauderten und ſcherzten, bis noch ein Stündlein vergangen war.

Die Kellnerin wies ihnen hierauf die Schlafkammer an, die ſie mit noch einigen anderen Schützen zu theilen hatten. Sie wollten ſich eben zur Ruhe begeben, hatten auch ſchon das Licht ausgelöſcht, als plötzlich auf der Gaſſe Lärm entſtand. Zugleich hörten ſie die Trommler mit dumpfen Schlägen Alarm ſchlagen, einige Nothſchüſſe krachten und von allen Kirchthürmen erſcholl ein ſchauerliches Sturmgeläute. Ludwig Rainer und der Fähndrich fuhren zuſammen vor Angſt und Schrecken und weckten die Kameraden,

die noch nicht ſelbſt erwacht. Nun war aber auch ſchon im Hauſe Lärm entſtanden.

Die Kellnerin kam ſchreiend und jammernd über die Stiege herauf, mit ihr der Hauptmann, der Landrichter, die Gerichtsſchreiber und noch andere Leute, auch der Oberlieutenant, Franz Nißl, welcher eine große Laterne in der Hand führte. Als er Ludwig Rainer ſah, ſtürzte er auf ihn zu, küßte ihn und ſagte: „Gott ſei Dank, daß Ihr da ſeid; wir glaubten auch Euch unter dem Schutthaufen!“

Jetzt erfuhren ſie die traurige Geſchichte ihrer Kameraden im Gilgenwirthshauſe und machten ſich ſchnell fertig, um nach ihren Brüdern und Freunden zu ſehen. Aber leider haben ſie die meiſten nicht mehr lebend gefunden! Auch der erwähnte Fähndrich hatte ſeine zwei Brüder verloren.

Was da nun vorgefallen, das erzählte dem Ludwig Rainer damals ein guter Freund, der ſich gerettet hatte, Ludwig Werfer, des Schloßverwalters Sohn, und ſagte:

„Es war ungefähr des Morgens um ein Uhr, als wir uns, gegen dreißig an der Zahl, Alle ſehr heiter und etwas angetrunken, in den neuen Stall zur Ruhe begaben. Der Hausknecht begleitete uns mit einer Laterne und hängte dieſe mitten im Stalle an einen großen Pfeiler. Er bot uns noch Allen gute Nacht und ſchloß dann die Thüre hinter ſich zu. ‚Jetzt ſind wir ja eingeſperrt!‘ rief ich bedenklich aus.

‚Macht nichts,‘ entgegnete ein Anderer, ‚ſo kann uns Niemand ſtehlen!‘

Der große Pfeiler theilte den Stall in zwei gleiche

Theile. In der vordern Hälfte ſtanden zwei ſtarke Roſſe, in der andern lagen die Schützen, darunter ich, als der nächſte an dem Pfeiler. Als nun Alle bis auf den Lieutenant, welcher eben ſein Seitengewehr abſchnallte, ſich niedergelegt hatten, hörte ich im obern Stock des Neubaus einen furchtbaren Kracher, ſo daß ich ſchnell auffuhr und ausrief: ‚Buben, das Haus bricht z'ſamm!‘ Was nun munter lag, erhob ſich und lief ſchnell gegen die geſperrte Thüre zu, aber während des Laufens brach auch ſchon das hintere Gewölbe herunter auf die armen Schläfer. Ich konnte noch deutlich ſehen, wie es den Lieutenant hinten im Stall, der Alles für Scherz hielt, niederwarf und zuſammenſchlug.

Bis zum Pfeiler war das ganze Gewölbe heruntergebrochen. Nur Einzelne, die meinem Rufe noch folgen konnten, entwiſchten und fanden ſich dieſſeits bei den Pferden ein, welche nun aber im Schrecken auch losriſſen und furchtbar zu toben anfingen. Unſere Lage bin ich wohl nicht im Stande zu ſchildern! Da der Sturz auch die Laterne zerſchlagen, ſo war Alles ſtockfinſter — dazu die geſperrte Thüre — die tobenden Roſſe — das Jammern und das Hülfegeſchrei der noch lebenden Kameraden, die zum Theil nur halb verſchüttet waren — der dicke Staub, der uns jeden Augenblick zu erſticken drohte, und die Angſt, der noch ſtehende Theil des Neubaus könne auch jeden Augenblick herunterbrechen und uns lebendig begraben!

Endlich kam man helfend zur Thüre, die aber auch erſt geſprengt werden mußte, und ſetzte uns in Freiheit. Dann begann Alles mit Pickeln und Schaufeln den Halbverſchütteten zu Hülfe zu kommen, ein gefährliches Unter-

nehmen, weil man nicht wußte, ob nicht der ganze Neubau noch nachſtürzen würde."

Von denen, die ganz verſchüttet waren, wurden nur zwei noch lebendig ausgegraben. Der Eine wurde bald geheilt, der Andere blieb leidend und ſtarb ein paar Jahre ſpäter. Es war der Zimmerer Lux, der auf ſeinem Schmerzenslager eine Tafel malen ließ mit dem Leichenzuge aller ſechzehn Kameraden, welche jetzt noch an der obern Kirchthür zu Fügen hängt. Auch von den Geretteten waren ihrer acht, theils durch das Schlagen der Pferde verwundet. [1]

Um acht Uhr Morgens wurde die trauernde Compagnie von den Hauptleuten ſo gut als möglich zuſammengerichtet. Wenn aus den verſchiedenen Gaſſen noch ein verſpäteter Schütze herbeieilte, war Alles froh, weil man ihn auch ſchon zu den Todten gerechnet hatte. Von den Fahnen, welche geſtern noch mit bunten Blumen geziert waren, hingen heute lange ſchwarze Schleier herunter, die Trommeln waren mit ſchwarzem Tuch überzogen und tönten düſter und melancholiſch. Auf Verlangen des Kaiſers marſchirte die Compagnie vor die Reſidenz, wo ihr die ganze kaiſerliche Familie das innigſte Bedauern über die erſchütternde Begebenheit ausſprach. Von dort zog ſie zum Adambräu nach Wilten, wo ſie einquartiert wurde und das ganze Haus zur Verfügung hatte.

1 Das Wirthshaus zu den drei Gilgen wurde ſpäter niedergeriſſen, noch ein anſtoßendes Haus dazu gekauft und auf der erweiterten Stelle der jetzt rühmlich bekannte „Gaſthof zum Bären" erbaut. — Die Tafel an der Kirche zu Fügen iſt aber vor einiger Zeit entfernt worden und daher jetzt nicht mehr zu ſehen.

„Jetzt," erzählt Ludwig Rainer weiter, „eilten auch alle die Mütter, Frauen und Geſchwiſter der Ausgezogenen nach Hall, um nach ihren Lieben umzuſehen. Meine Mutter befand ſich eben auf dem Wege nach Innsbruck, wo ſie mit ihren Brüdern vor dem Kaiſer ſingen ſollte. Ihre Angſt iſt wohl zu denken, doch erfuhr ſie ſchon in Volders, daß ich nicht beim Gilgenwirth geweſen.

Des Nachmittags ging ich, um etwas Zerſtreuung zu ſuchen, auf den Rennplatz (vor der Reſidenz), wo jetzt tauſend Neugierige auf und abwogten. Darunter waren viele, welche mich an meiner Tracht als einen Mann der unglücklichen Fügener Compagnie erkannten, auf mich zugingen und den ganzen Hergang zu hören begehrten. Dicht umringt erzählte ich ihn, ſo gut ich konnte, und erzählte immer wieder, bis ſich ein Hofbedienter durch den Haufen drängte und mir eröffnete, daß der Kaiſer und der Erzherzog Johann, welche mich vom Fenſter aus geſehen, mit mir zu ſprechen verlangten. Ich folgte alſo dem Bedienten, welcher mich in einen großen Saal führte, wo mir der gute Erzherzog Johann ſchon entgegenkam. Nachdem er mich gefragt, ob ich von der Fügener Compagnie ſei, und ich dies bejaht hatte, fragte er weiter, ob nicht Stanislaus Eigner, ein Wirthsſohn von Fügen, den er aus der Taufe gehoben, auch unter den Verunglückten ſei. Darauf konnte ich ihm zu ſeiner Freude ſagen, daß dieſer noch lebe und ſich bei uns in Innsbruck befinde. Unterdeſſen war auch der Kaiſer aus einem Nebenzimmer gekommen, und ich mußte die Geſchichte noch einmal erzählen, wodurch beide tief ergriffen wurden. Der Erzherzog drückte mir zum Schluſſe zwei Kronenthaler in die Hand und trug mir

auf, meinen Hauptleuten ſogleich zu melden, daß ſie der Kaiſer in der Reſidenz erwarte, um zu berathen, was für die Hinterlaſſenen geſchehen könne. Ich richtete meinen Auftrag unverzüglich aus, die Geladenen begaben ſich ſogleich in die Burg, und der Kaiſer ſetzte noch am nämlichen Abende für die Betroffenen großmüthige Penſionen aus."

Die vorige Schreckensnacht hatte aber noch ein ſeltſames Nachſpiel. Die Schützen lagen nämlich beim Adambräu zum Theile im Hauſe, zum Theile — ihrer achtzig — auf der Malztenne. Unter dieſen war auch Ludwig Rainer, der noch immer — es war gegen ein Uhr — an die geſtrige Begebenheit und ſeine Kameraden dachte. Beim trüben Scheine der Laterne glaubte er nun einen Mann hereintreten zu ſehen und meinte den Ruf zu hören: „Auf, es bricht Alles zuſammen!" Mit einemmale war das ganze Haus in Aufruhr. Die Schützen auf der Malztenne drängten ſich, ſtießen ſich, ſprangen einander über die Köpfe weg auf die Thüre zu. Auch zu den Fenſtern wollten ſie hinaus, doch waren dieſe glücklicherweiſe vergittert. Als nun Alles im Hofe zuſammeneilte, kam auch der Hauptmann und brachte die traurige Nachricht, daß ſein Sohn aus Angſt und Schrecken vom erſten Stock auf das Straßenpflaſter heruntergeſprungen ſei. Dieſer wurde auch eben auf einer Tragbahre zum Thore hereingebracht und hatte noch lange zu leiden. Nun fragten ſich aber Alle kreuz und quer, was denn eigentlich an der Sache ſei, und Keiner konnte einen Aufſchluß geben. Auch Ludwig Rainer kam zur Einſicht, daß er den rufenden Mann nur im Traume gehört. So blieb denn nichts Anderes

übrig, als den ganzen Auftritt für eine unerklärliche Nachwirkung des Schreckens der vorigen Nacht anzuſehen.

Am andern Morgen, als am Huldigungstage, marſchirte die Compagnie alſo von Wilten in die Stadt. Zu einigem Troſte in ihrer Traurigkeit befahl der Kaiſer, daß ihr für dieſen Tag die Ehrenwache in der Hofburg übertragen werde. Dort konnte ſie auch den herrlichen Feſtzug am gemüthlichſten betrachten und überſehen.

Des Nachmittags wurde die Mutter mit den vier Brüdern in die Reſidenz geladen, um dort vor dem Kaiſer zu ſingen. Auch Ludwig Rainer und viele andere gute Bekannte erhielten Zutritt. Nachdem der Geſang zu Ende, durften ſich Alle an eine gedeckte Tafel ſetzen und mit goldenen Löffeln eſſen, welch Letzteres den Meiſten ganz neu und ungewohnt geweſen ſein ſoll.

Am andern Tage des Morgens um vier Uhr brachen alle Compagnien aus dem Unterinnthale in Innsbruck auf und marſchirten nach Hall, um den erſchlagenen Kameraden die letzte Ehre zu erweiſen. Die Schützen weinten den guten lieben Jungen manche Thräne nach. Sie wurden zu Hall auf dem Friedhof alle ſechzehn in ein Grab gelegt und harren dort einer fröhlichen Auferſtehung.

6.

Ludwig Rainer war nun ſiebenzehn Jahre alt und ein ziemlich leichtſinniges Bürſchlein geworden. Indem er dies ſelbſt hervorhebt, erlaubt er ſich auch manchen ſcharfen Tadel über die männliche Jugend ſeines Thales. Zechen und Müßiggehen gelte ihr für den Geiſt der Zeit, und

wer nicht mithalte, werde gern als ein Kopfhänger oder Betbruder verſchrieen. Da es Einer dem Andern im Leichtſinn und Uebermuth zuvorzuthun ſuche, ſo werde mancher gute Junge ſchon früh verdorben und zu Grunde gerichtet.

„Nun beſuchte uns eines Tages," heißt es weiter, „ein Befreundeter, Johann Waſſerer nämlich, der mit ſeinem Bruder Franz, mit Simon Holaus von Zell und der Margaretha Sprenger von Kupferberg als Tiroler Sänger auf Reiſen geweſen war. Dieſer ſagte zu meiner Mutter, er habe mich auf dem Chore ſingen hören, und meine Stimme habe ihm ſo gefallen, daß er mich, wenn ſie es erlaubte und ich dazu Luſt hätte, auf ſeine bevorſtehende Ausfahrt als Sänger mitnehmen würde.

„Meine Mutter überlegte ſich die Sache. Sie mochte wohl finden, daß es beſſer ſein dürfte, den jungen Schwärmer in die weite Welt zu ſchicken, als ihn zu Hauſe in ſchlechter Geſellſchaft vorkommen zu laſſen, und gab daher nach kurzem Bedenken den Beſcheid: ‚Ja, wenn du glaubſt, daß du mit dem leichtſinnigen Bürſchlein etwas machen kannſt, ſo nimm ihn nur mit — ſchlimmer kann er nimmer werden, als er iſt.' — Dieſe Worte habe ich in meinem Leben nicht mehr vergeſſen. Ich nahm mir von dieſer Stunde an vor, ein anderer Menſch und recht ſparſam zu werden und der Mutter bald zu zeigen, daß ich mich gebeſſert habe. Es war auch wirklich das größte Glück für mich, daß ich von Fügen fortkam.

„Noch kurz vor der Abreiſe ſetzte ſich übrigens die Geſellſchaft etwas anders zuſammen als anfangs beabſichtigt war. Es ſpielte da eine kleine Intrigue hinein, wie ſie

unter Naturſängern eben ſo gut vorkommen als unter den Künſtlern an der großen Oper. Johann Waſſerer hatte nämlich ein Liebchen, welches nicht ertragen konnte, daß er mit der Margreth auf Reiſen ginge. Darum hatte er unſern Ludwig engagirt und gedachte jene des Friedens halber daheim zu laſſen. Simon Holaus wollte dies aber nicht zugeben, als nachtheilig für das „Geſchäft," da die Margreth eine treffliche Sängerin war. Er ſchlug nun vor, Ludwig Rainer und er und die oftgenannte Margreth ſollten für ſich in die Fremde gehen. Er habe noch eine Baſe in Zell, die einen guten Alt ſinge und gewiß gern mitziehe. Dieſer Vorſchlag war den beiden andern ganz genehm und auch die Zeller Baſe ließ ſich leicht gewinnen; der eigentliche Unternehmer, Johann Waſſerer, aber blieb ſchmollend zu Hauſe.

„So war nun Alles zur Abreiſe fertig. Meine Mutter gab mir achtzehn Gulden Zehrpfennig mit, und mein Onkel Franz führte uns mit ſeinem Gefährte bis Kufſtein. Beim Dreikönigswirth gaben wir dort das erſte Concert, und ich trat da zum erſtenmale vor einem Tiroler Publikum als Sänger auf. Ich benahm mich ſo couragirt, als wäre ich ſchon viele Jahre auf der Bühne geſtanden. Unſer Geſang fand ungemeinen Beifall, und wir machten ſchon in Kufſtein ganz gute Geſchäfte.

„Von da reisten wir nach München, wo wir eine geraume Zeit verweilten und ſehr beliebt waren. Wir hatten auch die Ehre, öfter vor dem Herzog Maximilian von Bayern zu ſingen. In kurzer Zeit ſchon hatte ich mir achtzig Gulden erſpart. Dafür habe ich meinem Freunde Holaus viel zu danken. Er behandelte mich ſehr gut,

lehrte mich ſparſam ſein und doch dabei zu leben, wie es einem anſtändigen Menſchen geziemt.

„Eines Tages kam in München mein Freund Felix Margreiter zu uns, welcher eben auf der Heimreiſe begriffen war, um wieder eine Sommerfriſche auf der Pfunſer Alm zu nehmen. Dieſem gab ich die erſparten achtzig Gulden für meine Mutter auf mit dem Bemerken, der Leichtſinnige laſſe ſie Alle ſchön grüßen und er ſei jetzt ſchon ein beſſerer Menſch geworden. Es läßt ſich denken, daß ſie darüber zu Hauſe eine große Freude hatten.“

Die Reiſe wurde nun unter günſtigen Sternen fortgeſetzt — von München über Nürnberg, Bamberg nach Kiſſingen, von da nach Würzburg, Frankfurt bis Bad Ems und von da wieder zurück nach Karlsruhe und Baden-Baden. Hier aber ward ihrem Singen ein unerwünſchtes Ziel geſetzt. Simon Holaus nämlich wurde krank und lag lange Zeit am Nervenfieber darnieder. Er erholte ſich ſehr langſam, und an eine Fortſetzung der Kunſtreiſe war vor der Hand nicht zu denken. So traten ſie denn den Rückweg nach Fügen an, wo ſie eines Abends um zehn Uhr ankamen und bei Franz Rainer einkehrten.

„Wir unterhielten uns dieſen Abend ſehr angenehm; alle unſere Freunde ſtrömten zuſammen, und meine Mutter hatte eine große Freude, mich ſo umgeändert wiederzuſehen.“

„Des andern Tages begleitete ich meinen Freund Holaus nach Zell, ſeiner Heimath. Wir kehrten in Finſing beim Gaſſenwirth ein und hielten uns eine Zeit lang auf, weil mittlerweile das Hannele aus dem Kloſter zurückgekommen war. Meine und ihre Empfindungen kann ſich jeder leicht denken.

„In Zell beſuchte ich ſogleich meine alte Heimath und meine Zieheltern, denen ich allerlei ſchöne Sachen mitgebracht hatte. Unſere Freude war unbeſchreiblich. Sie alle folgten mir ins Dorf, wo ich ihnen beim Wälſchen ein gutes Eſſen aufſetzen ließ — doch gegen ihren Willen, denn ſie wollten durchaus nicht leiden, daß ich ſie freihalten ſollte. Wir ſaßen und ſchwatzten noch lange zuſammen, bis ich endlich mit dem Verſprechen, ſie bald wieder zu beſuchen, von ihnen Abſchied nahm und den Heimweg nach Fügen einſchlug.“

7.

So weit der erſte Folioband, der aber kaum zum vierten Theile beſchrieben, übrigens auch erſt ſpät, im Jahre 1851, begonnen worden iſt, als Herr Ludwig Rainer ſich eines Morgens erinnerungsſelig hinſetzte, um ſeine Memoiren oder wenigſtens die Geſchichte ſeiner Jugend für Kinder und Enkel ſchriftlich herzuſtellen. Aelter und gleichzeitig entſtanden iſt das Tagebuch der Reiſe nach Amerika, etliche dreihundert enggeſchriebene Seiten, auf welchen Herr Rainer vom 1. Januar 1840 bis in den Mai 1843 Tag für Tag ſeine Erlebniſſe verzeichnete. Dieſen reichhaltigen Stoff zu verarbeiten will ich aber gern einem rüſtigeren Nachfolger überlaſſen. Gleichwohl mag in Kürze erwähnt werden, daß die erſte Idee, die Fügener nach Amerika zu führen, eigentlich von einem franzöſiſchen Abenteurer, Eugen Burnand, ausging. Dieſer erſchien eines Tages im Gaſthaus zum Hackelthurm, ſuchte die Sänger kennen zu lernen und „gaſchierte ſie dann auf zwei Jahre zu einer Kunſtreiſe an.“ Die anderen Glieder der

Geſellſchaft waren Simon Holaus, Margaretha Sprenger und Ludwigs Baſe, Helena Rainer, eine Tochter des Onkels Johann. Simon Holaus, der älteſte unter ihnen zählte kaum zweiundzwanzig Jahre. Dieſe junge Geſellſellſchaft, unerfahren und voll Vertrauen, wurde von dem Franzoſen argliſtig betrogen. Als ſie nach vierzehn Monaten endlich Abrechnung und Auszahlung ihres Verdienſtes verlangte, war jener bald verſchwunden und kam nicht wieder zum Vorſchein. Die Zillerthaler ſaßen nun ohne alle Mittel, ganz verlaſſen zu New-Orleans; aber mit Hülfe einiger Schweizer Kaufleute gingen ſie wieder unverzagt ihrem Berufe nach und errangen ſehr ſchöne Erfolge, bis ſie in Boſton ein neues Mißgeſchick befiel. Helena Rainer, ein reizendes, unverdorbenes Mädchen, hatte ſich nämlich heimlich mit einem Amerikaner verſprochen und eröffnete den Anderen erſt wenige Tage vor der Hochzeit, daß ſie aus der Geſellſchaft treten werde.

Da alle Bitten und Vorſtellungen vergeblich waren, ſo ſtanden die Verlaſſenen allein, ohne Sopran, in der weiten Welt und mußten ſich ſchleunig um einen Erſatz umſehen. Als ſolcher fand ſich ein hübſcher iriſcher Knabe, in welchem Ludwig Rainer zufällig Anlage zum Jodeln entdeckt hatte. Die armen Eltern ließen den Jungen gerne ab und ſo trat er denn nach einiger Uebung zu Boſton mit den Zillerthalern als Tiroler auf und fand allgemeinen Beifall. Dies dauerte aber auch nicht lange; nach einem halben Jahre ſchlug des jungen Irländers feiner Sopran in eine Baßſtimme um und die Geſellſchaft war wieder in großer Noth. Sie ſchrieb nach Zügen und bat um Hülfe. Nachdem ſie in Halifax drei Monate ſehnſüchtig geharrt

hatte, kamen auch zwei Zillerthaler an, aber leider ſolche, „die beſſer mit der Heugabel umzugehen wußten, als mit Alpengeſang!“ Die Enttäuſchung war ſehr bitter und es blieb nichts übrig, als in die Heimath zurückzukehren.

Damals brachte jedes Mitglied ſechstauſend Gulden nach Hauſe. Wäre alles nach Wunſch gegangen und die letzte Widerwärtigkeit nicht eingetreten, ſo hätte, meint Ludwig Rainer, jeder Theilnehmer ebenſo leicht ſechzigtauſend Dollar heimbringen können. Nach dieſer Reiſe geſchah es, daß ich den vielgewanderten Sänger 1844 zu Fügen traf und kennen lernte. Damals war eben Onkel Felix kinderlos geſtorben und hatte ihm den ſilbernen Gurt mit dem großbritanniſchen Wappen vermacht, das an jenem Morgen zuerſt mein Augenmerk anzog. Nunmehr entſchloß er ſich aber zu heirathen und zwar dieſelbe Margareth Sprenger, welche mit ihm in Amerika geweſen. Sie ſtarb aber bald nach ihrer erſten Entbindung. Von Gaſſenwirths Hannele war nicht mehr die Rede; doch ſoll ſie ſchon lange in Wien eine ganz glückliche Gattin und Beſitzerin einer großen Maierei mit Milchwirthſchaft ſein. Nachdem ſich Ludwig Rainer wieder verehelicht, kaufte er das Hirſchenwirthshaus in Rattenberg. Im Jahre 1848 zog er gegen Garibaldi und ſeine Schaaren als Schützenlieutenant nach Wälſchtirol. Als das Jahr 1851 und mit ihm die erſte große Weltausſtellung in London herankam, regte ſich aber wieder eine tiefe Sehnſucht nach dem alten Wander- und Sängerleben in der weiten Welt. Auch Freund Holaus wollte nicht mehr zu Hauſe bleiben und ſo ſtellten ſie wieder ein Quintett zuſammen, welches ſie nach London führten. Das Unternehmen hatte ſehr guten

Erfolg; die Zillerthaler ſangen ſogar mehrmals in Windſor Caſtle vor der Königin Victoria, von welcher ihr Hauptmann eine goldene Uhr zum Geſchenk erhielt. Auch in Schottland und Irland ließen ſie ihre Lieder erſchallen und der große Name Rainer übte noch allenthalben ſeinen Zauber. Kaum zurückgekehrt zog unſer Held auch ſingend nach Italien, und im Jahre 1855, von Graf Morny eingeladen, zur Weltausſtellung nach Paris, wo er und ſeine Geſellſchaft mehrmals in die Tuilerien beſchieden wurden. Von Paris wandten ſie ſich nach dem Norden und ſangen an den ſkandinaviſchen Höfen. Im Jahre 1858 nahm Ludwig Rainer ein langes Engagement in St. Petersburg an und blieb, wie ſchon erwähnt, gegen zehn Jahre dort. Da auch ſeine zweite Frau geſtorben, ſo vermählte er ſich am Newa-Strand zum drittenmale, und zwar mit Anna Prantl, der Wirthstochter von Margreten, welche, wie ſchon früher berichtet, eine Schweſter der beiden ſchwarzen Geſtalten iſt, die ich damals zu Schwaz geſehen. Das war eine ſehr luſtige Hochzeit, ganz nach Tiroler Art, und mußten dabei auch die geladenen Gäſte, mehrere hundert an der Zahl, in Tiroler Tracht erſcheinen. Es ſtörte die Freude keineswegs, daß das Brautpaar von deutſchen und ruſſiſchen Freunden auch mit ſehr koſtbaren Geſchenken beehrt wurde.

Aus Rußland zog den Sänger 1868 das Wiener Schützenfeſt heraus. Er blieb mit ſeiner Geſellſchaft ſechs Monate in der Kaiſerſtadt an der Donau, bereiste dann Ungarn, Siebenbürgen, das Land der Walachen und drang ſelbſt in die Türkei vor.

Vergangenen Herbſt haben wir ihn und ſeine Geſell-

ſchaft in München geſehen und gehört. Damals gedachte er wieder ein halbes Jahr auf Wanderſchaft zu verwenden. Die freie Zeit, welche er zwiſchen hinein in ſeiner Heimath verlebte, hatte er rührig benützt, um am Achenſee, nicht weit von der bekannten Scholaſtica, einen neuen Gaſthof zu gründen. Eine Zubehör deſſelben, die Veranda oder das Kaffeehaus, ſehr elegant ans Geſtade hingeſtellt, iſt ſchon ſeit ein oder zwei Jahren eröffnet. Das Hôtel ſelbſt ſoll im kommenden Sommer fertig ſein. Während der unternehmende Mann in den europäiſchen Hauptſtädten Zillerthaler Lieder ſingt, waltet dort in der Einſamkeit Frau Anna Rainer, die züchtige Hausfrau, jetzt von den Gäſten des Achenthals ebenſo hochgeſtellt als freundliche Wirthin, wie vordem von Ruſſen und Tataren als kunſtreiche Jodlerin. Möge das Unternehmen vor allen telluriſchen Nationen Gnade und ſo das Gedeihen finden, das es verdient.